

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 1

Artikel: Religiöse Erziehung : das Ergebnis unserer Rundfrage
Autor: Schohaus, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

religiöse Erziehung

Das Ergebnis
unserer
Rundfrage

Das auf unsere Rundfrage eingelaufene Material ist so interessant, dass es Dr. W. Schohaus, Seminardirektor, Kreuzlingen, in einer Serie von drei Artikeln verarbeitet. Der Titel des ersten war: «Vom religiösen und sittlichen Leben», des zweiten: «Das Kind und sein Gebet». Hier ist der dritte:

Religion und Gemeinschaft

Religion ist Privatsache. Sie ist der Inhalt unseres persönlichsten, intimsten Erlebens. Sie erträgt keinen Zwang, keine Bevormundung, keine Aufdringlichkeit und keine Gleichmacherei. Den Weg zum Heil kann kein anderer für uns gehen. Es ist unser ganz individuelles Schicksal, ob wir die Ruhe in Gott zu finden vermögen.

Religion ist aber nichtsdestoweniger Gemeinschaftssache. Das war sie bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Alles religiöse Erleben drängt zur Mitteilung. Der religiös Ergriffene kann nicht schweigen. Im Kultus der Gemeinde aber steigert sich das religiöse Gefühl des einzelnen, und es wird auch der religiös weniger begabte Mensch durch die gemeinsame Welle der Herzenserhebung erfasst. In Zeiten des Niederganges der grossen Kirchen blühen die Sekten auf.

Die christliche Religion aber ist noch in einem ganz besondern Sinn Gemeinschaftssache: Die Lehre Christi hat

nicht nur ein neues Verhältnis des Menschen zu Gott, sondern auch ein neues Verhältnis der Menschen untereinander begründet. Nach dem Evangelium Jesu kann es keine wahre Gotteskindschaft geben ohne menschliches Brüderum.

Vom Kirchenvater Tertullian stammt das Wort «Extra ecclesiam nulla salus». Der Satz ist falsch und ungeheuerlich, wenn mit ihm der Anspruch einer einzigen Konfessionskirche erhoben wird, allein-seligmachend zu sein. Die These ist aber durchaus richtig, wenn unter ecclesia allgemein eine geistig festgeprägte religiöse Gemeinschaft verstanden wird. Dann handelt es sich um eine einfache psychologische Feststellung, die durch die Geschichte immer wieder aufs neue bestätigt wird: Wo irgendwo ein starkes und gesundes religiöses Leben aufblüht, da hat es seine Wurzeln im Geiste einer festen Gemeinschaft. «Religiöser Individualismus» ist im Grunde ein Widerspruch in sich selbst. — Der Buddhismus

scheint hier eine Ausnahme zu bilden, er ist eine individualistische Heilslehre, in deren Zentrum der Gedanke der Selbsterlösung steht. Aber gerade hier bestätigt es sich mit besonderer Deutlichkeit, wie alles religiöse Leben nach Gemeinschaft dürstet: Der Buddhismus führte selbst in seiner extremen Entwicklung nicht etwa zum Einsiedlertum, sondern zum Mönchtum, – aller Logik der orthodoxen Lehre zum Trotz.

Man kann in unserer Zeit von Menschen, welche dem sonntäglichen Gottesdienst fernbleiben, beliebig oft den Anspruch hören: «Ich gehe am Sonntagmorgen lieber in die Natur hinaus als in eine dumpfe Kirche, um hier eine mittelmässige Predigt anzuhören; in Wald und Feld und Flur finde ich viel leichter Andacht und Erbauung.» Das ist in der Regel das etwas wichtigtuerische Gerede von Individualisten, denen eine tiefere religiöse Erlebnisfähigkeit abgeht. Sie verwechseln bestenfalls eine romantisch-pantheistische Stimmung mit religiöser Ergriffenheit. – Gewiss, Gott offenbart sich auch in der «Natur», und es gibt Menschen, die gerade dieser Offenbarungsform weit offenstehen. Aber das nach der Verbindung mit dem Ewigen hungernde Gemüt will Gott nicht nur spüren – es will ihm dienen. Es will Kultus, d. h. eben Gottesdienst. Es sehnt sich nach einem konzentrierten und aktiven Ausdruck seiner Ergebenheit. Es will knien und opfern, beten und singen. Das alles aber erfordert die Teilhabe an der Herzenserhebung einer religiösen Gemeinschaft.

Keine Naturbetrachtung und wohl auch keine Andacht im stillen Kämmerlein kann die gotterfüllte Stimmung erzeugen, die als religiöses Gemeinschaftserlebnis z. B. im Gesang bestimmter Kirchenlieder zum Ausdruck kommt. Denken wir an das Lied von Zinzendorf:

« Herz und Herz vereint zusammen,
Sucht in Gottes Herzen Ruh »,

oder an das andere, ebenso ergreifende von Gellert:

« Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder. »

Der Weg des Menschen zur Gemeinschaft mit Gott führt durch die menschliche Gemeinschaft hindurch. Das hat wohl in der ganzen pädagogischen Literatur niemand so klar dargestellt wie Heinrich Pestalozzi: Die Hinleitung des Kindes zur Gottesverehrung nennt er den «Schlußstein meines ganzen Systems». Der Mensch soll zum Vatergott in ein Kindesverhältnis kommen. Das Lehren von Glaubenssätzen kann aber nie zu diesem Ziele führen. Das Kind muss in seiner nächsten Umgebung, d. h. im Elternhause fühlen und verstehen lernen, was Liebe, was Vertrauen, was Dankbarkeit ist. Nur durch das Medium des Menschlichen hindurch kann das Kind auf das Göttliche hingelenkt werden: «Das sehe ich bald, die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, des Dankes und die Fertigkeiten des Gehorsams müssen in mir entwickelt sein, ehe ich sie auf Gott anwenden kann. Ich muss Menschen lieben, ich muss Menschen trauen, ich muss Menschen danken, ich muss Menschen gehorsamen, ehe ich mich dahin erheben kann, Gott zu lieben, Gott zu danken, Gott zu vertrauen und Gott zu gehorsamen: denn, wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie will er seinen Vater im Himmel lieben, den er nicht sieht?»

Im besondern ist es – nach Pestalozzi – das Verhältnis des Kindes zur Mutter, aus dem dann später die rechte Gottesverehrung entkeimt. Das «Heiligtum der Wohnstube» formt alle die Gefühlseinstellungen vor, die später eine echte Frömmigkeit ausmachen. Dass die Religiosität vorwiegend eine Sache des Gefühls und nicht des Verstandes (oder eines bestimmten Wortbekenntnisses) sei, das betont Pestalozzi immer wieder: «Ich glaubte an meine Mutter, ihr Herz zeigte mir Gott; Gott ist der Gott meiner Mutter, er ist der Gott meines Herzens, er ist der Gott ihres Herzens; ich kenne keinen andern Gott, der Gott meines Hirns ist ein

Hirngespinnst . . . , er ist ein Götze, ich verderbe mich in seiner Anbetung, der Gott meines Herzens ist mein Gott, ich veredle mich in seiner Liebe. »

So haben die Erzieher, und vornehmlich die Mütter, das unvergleichlich hohe Amt, für die kleinern Kinder Gottes Stellvertreter zu sein. Je mehr aber die «Selbstkraft» im Kinde wächst, desto mehr muss der Erzieher aus dieser autoritativen Stellung heraustreten, um ihm den Weg zu seinem Gott freizumachen, denn es wird ja nun fähiger, zu Gott in eine unmittelbare Beziehung zu treten. «... sie (die Mutter) drückt ihr Geliebtes fester als je an ihr Herz und sagt mit einer Stimme, die es noch nie hörte: Kind! es ist ein Gott, dessen du bedarfst, wenn du meiner nicht mehr bedarfst... Die Gefühle der Liebe, des Dankes, des Vertrauens, die sich an ihrer Brust entfaltet hatten, erweitern sich und umfassen von nun an Gott wie den Vater, Gott wie die Mutter.» So tritt die absolute göttliche Autorität an die Stelle der nur menschlichen. Der Erzieher aber soll diese Ablösung und Umstellung bewusst und selbstverleugnend fördern.

So sahen wir: Durch das Medium der Gemeinschaft im engsten Kreise (d. h. eben in der Familie) wächst das Kind in die Gottesgemeinschaft hinein. Die Familie erfüllt diese frömmigkeitsbildende Funktion um so vollkommener, je stärker sie von echtem Glaubensgeist durchdrungen ist. Auf zwei geistige Elemente kommt es dabei vor allem an: auf Ehrfurcht und rechte Liebe.

Ehrfurcht bedeutet Anerkennung des Überlegenen. Sie bedeutet Respekt vor allem Ewigen, auch gegenüber allen irdischen Formen, da es in Erscheinung tritt. Ehrfurcht ist nichts anderes als der Ausdruck des Respektes vor Gott, welcher die tiefe Achtung vor Gottes Schöpfung mit einschliesst. (Man kann die geistige Notlage unserer Zeit wohl durch die Feststellung kennzeichnen, dass sie sehr arm ist an rechter Ehrfurcht.) – Ehrfurcht sollte das Familienleben beherrschen als Achtung der Eltern vor den

Kindern und vor sich selbst, – als Achtung der Kinder untereinander, gegenüber den Eltern und vor sich selbst und als tiefer Respekt aller gegenüber dem durch Gott geheiligten Geist der Gemeinschaft.

Die rechte Liebe des Erziehers besteht in seiner Fähigkeit, die Kinder dankbar so hinzunehmen, wie Gott sie geschaffen hat, – mit all ihren Vorzügen und Mängeln. Eltern, die von dieser wahrhaft frommen Liebesfähigkeit erfüllt sind, werden sich deshalb nicht weniger bemühen, ihre Kinder sittlich zu fördern. Aber sie werden es nicht an jener religiösen Toleranz fehlen lassen, welche in dem demütigen Bewusstsein wurzelt, dass die Änderung der Wirklichkeit letzten Endes nicht innerhalb der menschlichen Kompetenz liegt. Sie werden es einem Kinde niemals übelnehmen, dass es nun eben das Schicksal hat, in bestimmter Weise unvollkommen zu sein, sie werden darüber nicht einmal trauern, weil sie wissen, dass die Kinder nicht so sein können, wie wir sie wünschen, sondern so sein müssen, wie sie geschaffen wurden. Das ist auf Gottergebenheit gegründete, wahre Erzieherliebe. In der Atmosphäre solcher Elternliebe kann die Frömmigkeit der Kinder ungehemmt gedeihen, weil sich diese in der Güte des Schöpfers anerkannt und geborgen fühlen.

Solcher Geist der Ehrfurcht und der frommen Toleranz bildet die Voraussetzung dafür, dass die religiösen Hausgebräuche sich natürlich in den Lebensstil der Familie einfügen und demgemäss auch die Kinder in ihren Bann zu ziehen und seelisch zu formen vermögen. Ist diese Voraussetzung erfüllt, dann verliert die Frage, ob man im Familienkreise religiöse Gebräuche pflegen soll, jede grundsätzliche Bedeutung. Hausandachten, Vorlesen aus der Bibel, gemeinsames Beten und Singen, – all das kann ganz natürlicher Ausdruck eines Verbundenseins in Gott sein. Es kommt nur darauf an, ob man zu solchem Tun den eindeutigen Willen und die nötige Besinnlichkeit aufbringt.

Es gibt Väter und Mütter, die solche Hausfeiern nicht nur aus irgendwelchem Pflichtgefühl, sondern aus echter Sehnsucht nach einer religiösen Orientierung des Familienlebens gerne einführen möchten. Sie finden aber den Mut nicht dazu. Sie kommen über eine lähmende Befangenheit nicht hinweg. Es fehlt ihnen vor allem am rechten Selbstvertrauen, sie leiden am Bewusstsein der mangelhaften eigenen Glaubensfestigkeit und getrauen sich deshalb nicht, in ihrer Familie laut zu beten, heilige Texte vorzulesen oder gar in Betrachtungen dem persönlichen religiösen Erleben Ausdruck zu geben. (Das ist ja im Grunde auch in der Familie viel schwieriger, als vor fremden Menschen, weil im intimsten Kreise jeder unechte Unterton mit Sicherheit registriert wird.) Und so verzichtet man dann leicht auf diese häusliche Glaubenspflege.

Das ist schade. Man sollte all diesen Gutwilligen, aber Zaghaften dies zum Bewusstsein bringen: Das rechte Verhältnis zu Gott ist nicht etwas, das man ein für alle Male « hat ». Gott nahezukommen ist für uns Menschen eine ewige Aufgabe. Auch der frömmste Mensch ist nur mit einem Teil seines Wesens auf Gott gerichtet, ein anderer Teil strebt auch bei ihm stets von Gott weg. Diese Wahrheit ist im neuen Testament unvergleichlich klar in dem Worte jenes Vaters ausgedrückt, der um das Heil seines Sohnes bangt: « Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben » (Mc. 9, 24). Es ist ja gerade eine Forderung wahrer Religiosität, dass wir auch uns selbst demütig so ertragen, wie wir nun einmal sind, dazu gehört es auch, dass wir unser Schicksal, unzulängliche Gottesfreunde zu sein, bejahen. In dieser Erkenntnis sollte sich die Scheu vor der Religionsübung im Familienkreise überwinden lassen.

Die Frage, ob die genannten religiösen Hausgebräuche den seelischen Bedürfnissen der Kinder entsprechen, ist grundsätzlich zu bejahen: Das normale Kind hat ein gut entwickeltes religiöses



Albert Häubi

Federzeichnung

Ahnungsvermögen. Es hat einen ausgesprochenen Sinn für das Symbolhafte und das Kultische. Es ist so gut der Andacht fähig wie der Erwachsene und hat ebenso sehr wie er Verständnis für die Gebärden der Frömmigkeit.

Es gibt allerdings zahlreiche Leute, die sich später nur ungern, z. T. sogar mit grossem Widerwillen, an solche häuslichen Gepflogenheiten erinnern. Das liegt aber durchaus nicht an der Sache selbst, sondern an der unrichtigen Art ihrer Durchführung: Diese Feiern sollten

freibleiben von jedem Einschlag von Fanatismus und Muckertum. Vor allem aber muss man bei diesen Übungen Mass halten; jede Überbetriebsamkeit führt bei den Kindern zu fataler Übersättigung und innerer Abkehr. Wichtig scheint mir vor allem der Grundsatz zu sein, dass diese gemeinsamen Erbauungen für alle Hausgenossen und selbstverständlich auch für die Kinder völlig freiwillig sein müssen. Wer aus irgendeinem Grunde nicht mitmachen will, soll ruhig wegbleiben dürfen, ohne dass ihm dies irgendwie verübelt wird. Nicht nur ein äusserer, sondern auch der leiseste moralische Zwang hat zu unterbleiben. Man soll niemals einen Menschen zu Gott hinstossen oder hinschleppen wollen.

Eine besondere Schwierigkeit liegt darin, bei dieser häuslichen Frömmigkeitspflege die natürliche Schamhaftigkeit des Kindes gebührend zu schonen. Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie peinlich es mir als Kind oft war, Erwachsene mit milder Stimme vom «Heiland», von den «lieben Engeln» usw. reden zu hören. Da stimmte irgend etwas nicht. Besonders scheu war ich in der Kundgabe eigener religiöser Gefühle. Unbefangen beten konnte ich nur allein mit der Mutter, schon mit dem Vater wäre es mir eine Qual gewesen. Einmal stellte ein erwachsener Gast recht unvermittelt die Frage an mich: «Hast du eigentlich den Heiland lieb?» Ich war wie vor den Kopf geschlagen, und heute noch gehört diese Episode zu den peinlichsten Erinnerungen meines Lebens.

Das entspricht wohl ganz der normalen Reaktion eines gesunden Kindes. In der Jugend empfindet man eine elementare Abneigung, seine intimeren Gefühle zu zeigen. Man redet als Kind doch auch nicht von seinen Angstträumen, von seinen geheimen Wünschen, von seinen Verliebtheiten und von seinen tieferen

Idealen. Diese Scheu der Preisgabe des Persönlichsten besteht auch gegenüber den religiösen Gefühlen; das Kind ist der Profanierung dessen, was ihm heilig ist, durchaus abhold. – Die Erwachsenen aber sollten dieses Taktgefühl der Kinder selbst taktvoll respektieren. Sie sollten ihm nie durch eigene seelische Entblössungen ein Ärgernis geben, – noch viel weniger aber das Kind selbst zu irgendwelchen Gefühlsindiskretionen veranlassen. Das heisst mit andern Worten: die gemeinsamen Erbauungen sollen von einer sauberen Sachlichkeit erfüllt sein. Nicht die Subjektivität unserer Gefühle soll dabei im Vordergrund stehen, sondern die Objektivität Gottes. Das schliesst nicht aus, dass diese Stunden dennoch erfüllt sind von persönlichster Anteilnahme, von inniger Andacht und echter Weihe.

Man muss damit rechnen, dass die jungen Leute sich im Pubertätsalter diesen häuslichen Erbauungen entziehen. Das liegt in den psychologischen Gegebenheiten dieser Lebensphase begründet. Die Jugendlichen sind in diesem Alter verschlossener, in sich gekehrter als früher. Sie sind stark mit sich selbst beschäftigt. Sie geraten mit der ältern Generation, und besonders mit den Eltern, in mannigfaltige Konflikte hinein. Sie rebellieren innerlich mehr oder weniger gegen sämtliche Autoritäten und sind von einem starken Selbstständigkeitsdrang erfüllt. All dies entfremdet sie dem religiösen Hausgeist. Man soll das nicht tragisch nehmen, sondern als das ansehen, was es ist: als ein entwicklungsnotwendiges Zwischenstadium. Wenn die religiöse Erziehung im ganzen echt war, darf man in zuversichtlichem Vertrauen hoffen, dass der junge Mensch sich am Ende seiner Gärungszeit auch zur religiösen

Gemeinschaft seines Elternhauses zurückfindet.

* * *

Wir sahen, wie durch die Gemeinschaft mit Menschen ein Weg zu Gott bereitet wird. Die Gemeinschaft mit Gott aber führt immer wieder zurück zu den Menschen. So schliesst sich der Kreis. – Es gibt kein stärkeres Band unter den Menschen als gemeinsamer Glaube. Das zeigt sich in der Geschichte besonders deutlich immer wieder in Zeiten der kulturellen Auflockerung und des Zerfalls. Das stärkste menschliche Brudertum wird nicht durch Kunst, nicht durch Wissenschaft, nicht durch Technik, nicht durch Sitte geschaffen, auch nicht durch die Gleichheit des wirtschaftlichen Schicksals, des politischen Bekenntnisses oder der Rasse. Im gemeinsamen Streben nach Erlösung aus der Daseinsangst liegt das beste und zuverlässigste Verständigungsmittel der Menschen. Der tragfähigste Gemeinschaftsgrund ist die Religion.

* * *

Wir lassen hier noch einige Antworten auf unsere religionspädagogische Rundfrage folgen, welche zeigen, wie sich der Familiengeist auf die religiöse Entwicklung der Kinder auswirkt.



Albert Häubi

Federzeichnung

Das Beispiel ist stärker als die Lehre

Die Frage nach der religiösen Erziehung des Kindes löst bei mir zuerst eine ganz andere Frage aus: Wie finde ich den Weg aus der Gottesferne zu einem Gottesleben? ...

Meine Eltern hatten ein Gasthaus auf dem Lande. Kamen des Tages auch wenig Gäste, so fanden sich immer einige Höckeler zur Zeit des Zunachtens ein. Damit begann für meine Mutter eine Zeit der strengeren Tätigkeit. Um der Sorge für ihr einziges Kind enthoben zu sein, beförderte sie mich in diesem Zeitpunkt

einfach ins Bett. Aber gerade, wenn die Schatten durch die Dorfstrasse krochen, begannen die Kinderspiele grausig-schön zu werden. Und gerade dann, wenn das Tageslicht allmählich erlosch, sehnte ich mich, das Alleinkind, nach Gemeinsamkeit.

So war dieses Zubettgehen immer von recht starken Unlustgefühlen begleitet. Und diese Unlustgefühle wurden noch gesteigert durch die Art, wie ich beten musste. Gebetet musste werden. «Mach schnell!» hiess es gewöhnlich. Dann war

es mir immer, meine Mutter horche schon während des Gebetes in die Wirtsstube hinunter, ob nicht ein Gast nach Bier oder Wein rufe. Oft blieb ich wach, bis meine Eltern das Bett aufsuchten. Ich stellte mich schlafend, lauschte aber ihren Worten. Sie hatten Sorgen, schwere finanzielle Sorgen. Nie aber hörte ich, dass sie in ihren Nöten auf die Hilfe dessen rechneten, den ich im Gebet anrufen musste. Das machte mir einen tiefen Eindruck. Oft wurden in der Wirtschaft Unglücksfälle, Lebensschicksale erzählt. Dann hiess es: «Es wird ihm so

bestimmt gewesen sein.» «Was einem angetan ist, dem kann man nicht entrinnen.» Also die Erwachsenen rechneten mit einer grausamen, dunkeln Macht hinter unserem Leben, aber nicht mit dem Gott meiner Gebete.

Damit aber meine Jugendzeit nicht ganz ungesegnet bleibe, trat dann und wann ein Mann in mein Leben ein, der im grossen Gegensatz zu meiner Umgebung stand. Mein Grossvater. Ein wunderbar abgeklärter, tieferreligiöser Mensch. Katholisch. Wenn ich als kleiner Knirps staunend an seiner Hand über die Felder schritt, so durfte ich die ganze Welt in einem neuen Lichte sehen. Da erzählte er dem hungrigen Büblein vom heiligen Franz und seinen Tieren, sprach einige Verse aus dem Sonnengesang. All die Blumen und die kleinen Lebewesen verkörerten sich im Scheine irgendeines Heiligen. Und an leuchtend warmen Herbsttagen durfte ich in der flimmernden Luft die goldenen Fäden des Gewandes der «Lieben Frau» sehen. Wenn mich seit Grossvaters Zeiten bis heute auch in den dunkelsten Tagen eine tiefe Sehnsucht nach Reinheit, nach Liebe und Güte nie verliess, so danke ich es auch jenem Greis, der die Zerrissenheit unseres heutigen Geschlechtes noch nicht kannte. — Ich bin heute Vater mehrerer Kinder. Eine gewisse Scheu hält mich davor zurück, mit ihnen zu beten oder gar Andachten einzuführen.

Ich bin mir bewusst, dass meine heutige Stellung kein Idealzustand ist. Mein tiefstes Bestreben ist, darüber hinauszukommen.

Das eine aber ist sicher, lieber nichts, als ein einziges religiöses Wort, das nicht zu den Fundamenten unseres Lebens gehört. Lieber will ich später im Andenken meiner Kinder weiterleben als ein während seines ganzen Lebens suchender Mensch, mit tiefer Ehrfurcht vor jedem religiösen Bekenntnis, als ein Vater, der ein einziges Mal etwas Religiöses vortrug, ohne im Innersten von seiner Wahrheit überzeugt zu sein.

H. K.



Albert Häubi

Federzeichnung

Gelebtes Christentum

... Denn positives Christentum ist kein Spaziergang in sommerlichen Gärten, sondern erfordert einen ganzen Menschen allüberall. Erziehung zum Autoritätsbewusstsein, zur Opferbereitschaft, zur Berufstüchtigkeit und Berufsfreudigkeit, zu vernünftiger Eheauffassung, all das muss getragen sein von einem starken Gottesglauben, von einer tiefen Religiosität. Es ist nicht leicht, in den Strömungen der modernen Zeit unbeirr-

bar christliche Geisteshaltung zu bewahren. Darum wollen wir in unserm Heim leben, fühlen mit der Kirche, wir wollen das Kirchenjahr miterleben, an Weihnachten jubeln, in der Fastenzeit entsagen und trauern und an Ostern mit dem auferstandenen Heiland uns freuen. So wird unsern Kindern als Stern, der ins Leben hinausleuchtet, eine dankbare «*Glaubensfreude*» stehen.
Frau E. E.

Wir singen Kirchenlieder

... Mit dem regelmässigen Gesang bei der Abendandacht haben meine Eltern uns Kindern die Herzenstüre weit geöffnet für religiöse Eindrücke und uns für den ganzen Lebensweg tiefe Ehrfurcht und Liebe zum Worte Gottes eingepflanzt.

Auch wir halten mit unsern Kindern eine Hausandacht mit frohem Gesang, doch tun wir das nicht alle Tage, aus Furcht vor Übersättigung. Bestimmt zweimal in der Woche und gewiss in Tagen, wo es etwas zum Sichfreuen oder zu erbitten gibt. Bei Festen (Familien-, Haus- und Kirchenfesten). Die Kinder merken somit, auch ohne dass man es besonders hervorhebt, dass das Religiöse, dass Gott ein Lebenselement ist, mit dem wir rechnen sollen und dürfen zugleich. Wir gehören ihm, wir sind ihm Dank und Rechenschaft schuldig — er ist aber auch die Liebe, zu der wir freudig gehen dürfen in Not und Freude. Bei dieser Abendandacht wird ein Lied gesungen, das irgend jemand der Anwesenden vorschlägt; ein zweites und drittes, wenn der Wunsch dazu ausgesprochen wird (die Mutter kann oft aus dem Liedervorschlag ihres Kindes seine innere Seelenverfassung herausspüren). Seitdem die Kinder grösser sind, lesen wir aus der

Bibel einen Abschnitt oder eine Betrachtung über ein Bibelwort, der Vater spricht hernach ein kurzes Gebet, in welchem er der leidenden oder sich freuenden Geschwister und Freunde gedenkt. Zum Abschluss singen wir noch ein Lied.

Meines Erachtens ist es eben dieser Gesang, der insbesondere dem Erzieher hilft, dem Kinde eine solch ernste Stunde lieb zu machen. Das gesungene Wort dringt tiefer ein in die Seele als das bloss gesprochene oder gar gehörte. Das wissen auch alle Volksführer und Reklamedurstigen. Jede Nationalhymne, jeder Schlager, jeder Vereinskantus sind Zeugen dieser Einsicht.

An mir selbst und an vielen Freunden habe ich es erfahren, dass das Lied, das wir in der Kindheit gelernt und gesungen, in späteren Tagen wieder neu und segensreich in uns erstehen durfte und somit manches früher vielleicht unverständliche Wort erst verstanden wurde. Der Same, der durch das Lied und ganz besonders durch das religiöse Lied in die Kinderseele gelegt wird, kann nach Jahren der Dürre plötzlich wieder aufblühen und in der Seele des Mannes oder der Frau seine schönsten Früchte tragen.

Frau M. Z.

Religiöse Kunst als Hilfsmittel

... Unser ältester Bub ist knapp vier Jahre alt. Vor zwei Jahren etwa begann mein Mann, ihm an Hand von ganz guten Reproduktionen von Werken grosser Maler, hauptsächlich Fra Angelico da Fiesole, Abschnitte aus dem neuen Testament zu erzählen. Die grossen Feste wie Weihnachten und Ostern gaben einen natürlichen Anlass dazu und schufen die Verbindung zwischen Erzählung und Le-

ben. Es kommt einer Weihestunde gleich, wenn der Sohn das « Heilandbuch », wie er es nennt, holen darf und mit dem Vater die Bilder anschaut. In der Musik versucht mein Mann einen ähnlichen Weg einzuschlagen, aber da müssen wir noch etwas warten, bis das Verständnis für die Musik grösser ist. Vorläufig ist es mehr ein unbewusstes Empfangen.

Frau A. K.

Eine Mutter weiss zu sterben

Unsere Familienerziehung ist aufs tiefste mit Religion und Gottesglauben verbunden. Wir sind sieben Kinder, im Zeitraum von knapp zehn Jahren geboren, immer gesund und von Natur äusserst lebendig und haben alle Schulen ohne besonderen Glanz, aber in vorderer Linie bestanden. Die Ehe unserer Eltern war immer auf echtem Glauben fundiert, so dass es selbstverständlich war, uns Kinder im selben Sinne zu erziehen. Religiöse Erziehung als Selbstverständlichkeit war willkommene Mithilfe und Mitträger in allen Familienerziehungsfragen und Lasten wirtschaftlicher Art.

Tief in jedem Kind war Gläubigkeit eingewachsen, seelischer Bestandteil unseres Innersten geworden, aber, und hier liegt der entscheidende Punkt, in dem Wert unserer religiösen Erziehung, nicht die von den Eltern planvoll betriebene religiöse Familienhaltung, war der Grund zu unserem Glauben, sondern ein bestimmtes Erlebnis prägte uns seinen unauslöschlichen Stempel auf. Wie meine Geschwister diese Heldenleistung der Mutter erlebten, kann ich nur ahnen, mir aber formte sie mein innerstes, tiefstes Gefühl.

Ich ging in die oberste Sekundarschulklasse, als mir die Mutter eines Tages erklärte, sie sei schwer krank, krebskrank und müsse ins Spital, sie verlange von mir, ihrem Schosskind, flotte Haltung und Hilfeleistung dem Vater gegenüber besonders, in allem grossen Mut.

Von diesem Tage an sah ich die Mutter sterben und erschrak nicht im geringsten, als der Tod vor der Türe stand. Eine Mutter musste von sieben unfertigen Kindern weg, und ich wusste, dass sie es wusste. Da lebte ich mit und sah diesen gefassten und schliesslich noch ersehnten Tod eintreffen und das Liebste wegraffen, und da sah ich diesen unbegreiflichen Gottesglauben helfen und wirken im ganzen Hinsterben der Mutter, im ganzen Erleben der Familie. Unfähig, das Ausmass und die Folgen dieses Verlustes zu erfassen, erlebte ich in einem einzigen Taumel die Konfirmation und das Examen ins Staatsseminar, taumelte ins Leben hinein, das ganz anders war als Sonntagsschule und Predigt. Im Seminar kam mir meine ganze Frömmigkeit abhanden. Meine Mutter hatte gewünscht, dass man mich nicht ins evangelische Seminar schicke. So lebte ich in tiefster Verwirrung jahrelang und suchte, was mir in der Kindheit noch so wertvoll gewesen war. Noch betete ich jeden Abend ganz selbstverständlich und auch mechanisch, bis sich endlich doch das durchsetzte, was die Mutter als Christin gezeigt und geleistet hatte. Dieser einfache, tiefe und unbedingte Gottesglaube setzte sich über meine Philosophie, Wissenschaft und Religion weg und gab mir die tiefste Überzeugung und Pflicht, ein Christ sein zu dürfen und zu können. Ohne den Tod meiner Mutter wäre ich dem Elternhause ewig verlorengegangen.

H. M.